

### Rundschau.

München, 19. August. Ein neuer Sprengstoff ist gestern von Ingenieur Fritz Behre erprobt worden, in Anwesenheit der Vertreter des bayerischen Kriegsministeriums, der Artillerie-Prüfungskommission in Berlin, der Inspektion des Ingenieurkorps der Festungen, der Marine und der Feldzeugmeisterei. In vier Gruben lagen drei 7,5 Zentimeter Schnellfeuergranaten, geladen mit 80 Gramm Explosivstoff. Ein Weichbleiblock fast 1 1/2 Zentner schwer, erhielt 300 Gramm Ladung. Weiter erhielten Sprengstoffauflagen Eisenbahnschienen, Eisenträger, Kiefernholz und Steinklöße. Die Wirkung der Explosion war über alle Erwartung groß, da alle mit dem Stoff geladene Gegenstände in kleine Stücke zerissen wurden.

Aus Baden, 20. August. Bankier C. Ordt, ehemaliger Leutnant der Straßburger Husaren, begann gestern mittag in Kastatt mit den Flugversuchen, mit seiner nunmehr betriebsfertigen Flugmaschine, auf dem hiesigen Egerzierplatz. Es handelt sich vorerst um Schnelligkeitsproben auf festem Boden, welche nach Aussage Ordt's noch einige Tage ausgeführt werden, bevor ein Aufstieg geplant ist. Die Maschine erreichte eine große Geschwindigkeit und ließ sich gut steuern. Um 6 Uhr mußten die Versuche unterbrochen werden, da sich das hintere Laufrad infolge Warmlaufens festgesetzt hatte. Der Schaden war in einer Stunde behoben. Heute sollen die Versuche fortgesetzt werden.

Durch eine Granate von 1866 ist jetzt ein Schmied in Mainaschach bei Aschaffenburg ums Leben gekommen. Im Jahre 1866 fand in jener Gegend ein Gefecht zwischen Preußen und Bayern statt. Eine damals nicht explodierte Granate wurde als Gewicht an einem Pumpenschwengel befestigt. Erst heute, nach 42 Jahren, brachte der Schmied beim Pumpen das Geschöß zur Explosion. Dem Unglücklichen wurde der Unterleib aufgerissen; er war auf der Stelle tot.

Aus der Pfalz, 17. August. Die Aussichten auf einen zufriedenstellenden Herbst sind seit kurzer Zeit besser geworden. Es ist vielen Winzern vollständig gelungen, die Pilzkrankheiten zurückzuhalten. Die Niederschläge in den letzten zehn Tagen haben auf die Entwicklung der Trauben bestens eingewirkt, und noch selten hat man so frühzeitig reife Trauben gefunden wie heuer. Die Besorgnisse, die der Sauerwurm erregt, sind, trotzdem man von dessen Vorhandensein wenig noch bemerkt, zwar noch nicht beseitigt. Das Weingeschäft hat sich in letzter Zeit

bedeutend gehoben. — Aus Rheinhessen, 17. Aug., wird berichtet: Trotz der seit einiger Zeit vorherrschend gewesenen regnerischen Witterung haben die Trauben eine seltene Größe und Dicke erlangt. Die Trauben an sich sind gesund, und man trifft vom Sauerwurm angestochene Beeren nur vereinzelt an; im allgemeinen sind die Trauben gegen das Vorjahr um 14 Tage voraus.

### Dermisches.

Nürtingen, 21. Aug. Das „Nürting. Tagbl.“ erinnert an folgende Episode aus dem Leben des Grafen Zeppelin: Es war im Jahre 1882. Die großen Herbstmanöver spielten sich gerade in unserer Gegend ab. Die 26er Dragoner lagen in Nürtingen im Quartier. Da ritt eines Abends ein höherer Offizier dieses Regiments auf einem prächtigen Rappen die steilen wülflichen Staffeln von Seisenjeder Blind's (damals Hailer) Haus hinab — es war Graf Zeppelin, der jetzt so gefeierte Mann, schon 1870 durch seinen kühnen Ritt durch Lauterburg berühmt geworden. Er muß also damals ein ebenso kühner Reitermann gewesen sein, wie er jetzt der kühnste Luftschiffer geworden ist.

Zeppelins Ritt vom 4. August 1870 in französischer Beleuchtung. In der neuesten Nummer der „Annales“ teilt Dr. Masson-Forestier seinen scheinbar nichts ahnenden Landsleuten die „Neuigkeit“ mit, daß der heute so berühmte deutsche Luftschiffer Graf Zeppelin schon im Kriege 1870 eine hervorragende Rolle gespielt habe, und erzählt mit großer Lebendigkeit den bekannten Vorgang in Scheurlenhof. Besonders bemerkenswert ist der Schluß des betreffenden Artikels, der Vorgänge schildert, die in Deutschland vielleicht weniger bekannt, und auch im Elsaß mehr oder weniger in Vergessenheit geraten sein dürften. „Zeppelin“, so schreibt Dr. Masson-Forestier, „ließ man natürlich laufen. Er hatte einen zu großen Vorsprung und dann hatte man eine solche Eile, nach Niederbronn mit den Gefangenen zurückzureiten, um den Beifall der hübschen weiblichen Badegäste einzuheimen. Mithin wurden Strohbündel auf einen der primitiven Leiterwagen, wie man sie im Elsaß so häufig antrifft, gelegt, und darauf die Leiche des alten Wachtmeisters, des ersten Kriegsoffiziers, sowie der sterbende elegante badische Offizier (v. Winkler) gebettet. Letzterer starb bald unterwegs. So kam man durch das festlich gestimmte Reichshofen, und dann nach Niederbronn, wo die Ergebnisse bereits bekannt geworden waren. Da gab es allgemeinen

Jubel. Der Oberst beglückwünschte sein Regiment. Der General telegraphierte nach Paris und am Abend wurde dort illuminiert. Das war der „Sieg von Niederbronn!“. Ein Sieg? Nein, dieser Sieg war eine schlimme Niederlage. Der unbehelligt gebliebene Graf Zeppelin konnte der deutschen Heeresleitung melden, daß die befürchtete Konzentration von Fußtruppen nicht stattgefunden hatte, sodaß man alles wagen durfte. Und man wagte es . . .“

Gernsbach, 18. August. Daß das Geschlecht der Zeppelin ein starkmütiges ist, bewies einst auch ein junger Sprosse des alten Stammes. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kam auf einer Ferienreise ein zehn oder 11 Jahre altes Gräflin Zeppelin mit seinem Hauslehrer und einem Spiel- und Schulgenossen nach Gernsbach. Im „Badhotel“ wurde Einteilung gehalten und darnach in fröhlichster Stimmung die Wanderung, die an der Klingelkapelle und dem Grafensprung vorbei nach Schloß Eberstein und Baden-Baden führen sollte, angetreten. Doch kaum eine halbe Stunde war seit Ausbruch der kleinen Gesellschaft vergangen, als ein Waldarbeiter im Hotel eintraf mit der Meldung, der kleine Zeppelin sei oben am Grafensprung abgestürzt; man möge sofort alle nötigen Anordnungen zur Aufnahme des Verunglückten, der nicht unerheblich verwundet sei, treffen. Wenige Minuten später erschien in Begleitung des ganz verstorbenen Hauslehrers und des jüngeren Wandergefährten ein Waldhüter, der auf dem Rücken das am schroffen Berghang abgestürzte Gräflin trug. Als der Wirt dem traurigen Zug entgegenging, rief ihm der tollblasse, blutüberströmte Knabe munter zu: „Ich hab' halt einen Grafensprung gemacht!“ und ließ sich dann, ins Zimmer, wo der Arzt inzwischen seine Geräte bereit gelegt hatte, gebracht, die zahlreichen Schürfwunden und Löcher am Kopf und Körper zuzunähen, ohne einen Schmerzenslaut auszusprechen. Glücklicherweise wurde kein Knochenbruch oder sonstige innere Verletzungen gefunden, und die Heilung ging gut von statten. Ob der tapfere Kleine von damals der jetzt häufig genannte Nefle des kühnen Luftschiffers ist? Jedenfalls ist er ein Verwandter des genialen Mannes.

Wer Schloß Herrenchiemsee besucht hat, weiß, daß im dortigen Speisezimmer König Ludwigs II. sich ein Tisch befindet, auf dem die Speisen unten in der Küche serviert wurden, worauf er infolge eines Fingerdruckes des Speisenden in die Höhe stieg und später wieder in die Tiefe sank. Bedienung war also überflüssig. Jetzt hat ein New Yorker ein ganzes Restaurant so eingerichtet, um die Kellner

### Das Schlangenarmband.

Kriminalnovelle von Antonie Heibied.

(Nachdruck verboten.)

„Und wann reisten Sie wieder ab?“ fragte Heller, den das Ehepaar Müller weit mehr interessierte, als die seit hundert Jahren zum erstenmal in andern Besitz gekommene kleinstädtische Apotheke.

„Im Frühjahr, als das erste Dampfschiff ging. Frau Müller übernahm den Haushalt, denn die alte taube Magd konnte nichts mehr leisten. Bald darauf erkrankte Herr Fiedler und obgleich er wochenlang an das Krankenlager gefesselt war, pflegte ihn das Ehepaar bis er an einem Nierenleiden starb. Erst als er den letzten Seufzer getan, übergaben sie dem Bürgermeister, Fiedlers Freund, die Schlüssel, der für das Begräbnis sorgte, und die Apotheke schloß bis zur Ankunft des jetzigen Besitzers, des Neffen des Verstorbenen, der nicht rechtzeitig benachrichtigt war, denn Fiedlers Zustand gab lange Zeit hindurch keine Veranlassung zu Besorgnissen, sodaß wir hofften, er werde genesen. So lange er bei Kräften war, durfte man ihn an den Schwesterjohn nicht erinnern, mit dem er sich nicht gut stand, da er meinte, dieser, sein nächster Erbe, launere auf seinen Tod. Das Ende kam aber dann plötzlich in einer Nacht. Eines Abends ging der Bürgermeister noch mit den besten Hoffnungen fort, und hatte das Telegraphieren nach einer Rücksprache mit Müller noch nicht für nötig erachtet, und am andern Morgen war letzterer tot. Für Müller war dieser Tod frei-

lich eine Erlösung, denn gerade an diesem Tage fuhr der erste Dampfer, und als sie die Verantwortung in die Hände des Freundes des Entschlafenen niedergelegt, gingen sie zu Schiff. Ich habe sie selber noch begleitet, um mich von den lebenswürdigen Menschen zu verabschieden, wobei mir Frau Müller noch unter dem Siegel der Verschwiegenheit von ihrem Mißgeschick erzählte, sie habe ein sehr wertvolles Schlangenarmband in Miranda eingekauft.“

„Auf wen lenkte sie den Verdacht?“  
 „Auf niemanden. Die edle Frau wollte nicht, daß einer verdächtigt würde, denn sie begriff den Verlust nicht. Es war ihr ein so teures Andenken, daß sie es Tag und Nacht trug, und es nur ablegte, wenn sie Toilette machte. Die alte Magd war die einzige, die ihr Zimmer betreten, aber bei ihr war der Verdacht wohl ausgeschlossen, denn tragen konnte sie, die nie das Haus verließ, es doch nie, und es anderwärts zu verwerten, dazu fehlte ihr die Intelligenz.“

„Fehlte denn im Nachlaß des Apothekers nichts?“  
 „O Herr, Sie glauben doch wohl nicht, daß solch ein edles Paar sich am Eigentum eines Sterbenden vergreifen? Die Frage können Sie nur tun, wo Sie die beiden Menschen nicht gekannt haben. Man mußte zwar nicht, wie hoch sich das Vermögen des Herrn Fiedler belief, das der Nefle übernahm, der sich mit dem begnügen mußte, was da war, aber der Gedanke ist uns allen nicht gekommen, daß diese beiden Menschen, die sich hier

so uneigennützig benommen, ihre Hände nach fremdem Eigentum ausgestreckt haben sollten. Das einzige, was sich nicht fand, waren Fiedlers Legitimationspapiere, sein und seiner Gattin Tauf- und Trauschein, aber da diese keinem mehr nutzen konnten nach seinem Tode, ist auch nicht weiter danach gesucht worden. Das wäre sehr wohl möglich, daß sie diese zu ihrer eigenen Sicherheit mitgenommen, da sie ja Verfolgung der vornehmen Verwandten fürchteten. Nun, wenn sie dort drüben zwei guten Menschen die Existenz sichern, die Hochmut und Standesvorurteile vernichten wollten, so sind sie gut verwandt.“

„Wohin ging der Dampfer, den das Paar bestieg?“ fragte Heller noch.

„Nach New-York“, lautete die Antwort.

„Apotheker Fiedler in New-York“, sagte Heller auf dem Hinweg zu seiner Frau, „die Spur muß verfolgt werden, hoffentlich führt sie zum Ziel.“

In einem trüben Novembertage durchschritt Polizeileutnant Heller die Straßen New-Yorks und betrat in der sechsten Avenue einen Laden, über dessen Tür das Schild die Worte wies: Johann Fiedler, Drogist. Mit Hilfe des Adressbuches hatte er diese Adresse aufgefunden. Er stand vor einem Manne mit unangenehmer Physiognomie, denn zwei schwarze Augen schauten stechend aus einem, von schwarzem Badenbart umrahmten Gesicht.



zu sparen. Ob es einem einzelnen Gaste in der Stille behaglich sein wird, bleibt aber sehr abzuwarten.

Der Storch als Bettler. In dem Markt-  
feldern Schwabmünchen bei Augsburg hat sich heuer  
eine Storchfamilie niedergelassen, deren Oberhaupt  
sich nicht wie andere Störche mit dem Frösche-  
und Mäusefang abgibt, sondern das „Fechten der Arbeit“  
vorzieht. Dieses Storchmännchen ist sehr zutraulich  
und geht von Haus zu Haus betteln. Fleisch-  
abfälle sind ihm sehr willkommen. Meister Lang-  
bein scheint schon irgendwo einmal in Gefangenschaft  
gelebt zu haben, wenigstens trägt er an beiden  
Füßen Metallringe, die so etwas vermuten lassen,  
zumal wenn man seine große Vertraulichkeit gegen-  
über den Menschen dazu hält.

Ein Mittagschlächter unter Wasser hielt  
kürzlich ein Taucher, der die Schraubenflügel des  
„Dreadnought“ von treibenden Wasserpflanzen zu  
reinigen hatte. Signale mittels Telephon und Signal-  
leine wurden in die Tiefe gesandt, aber keine Ant-  
wort erfolgte. Die Luftpumpe arbeitete regelmäßig.  
Dann kam langsam eine große Bürste an die Ober-  
fläche, bald folgten andere Werkzeuge und man  
glaubte sicher, daß dem einsamen Taucher etwas  
passiert sei. Schleunigst wurde ein zweiter Taucher  
hinabgelassen und seine telephonische Nachricht be-  
freite den wachhabenden Offizier von schwerer Sorge.  
„Der Kerl hat die Zeit geschlafen!“ Klang es durch  
das Telephon herauf. Und so war es. Der Mann  
hatte die Aufgabe in wenigen Minuten bewältigt  
und setzte sich danach auf einen der riesigen Schrauben-  
flügel zur kurzen Rast. Hier war er sacht eingekickt,  
während eine Anzahl Fische, angelockt von dem  
Schein des elektrischen Lichtes, fröhlich um den  
Schlummernden herumspielte. Der Kommandant war  
von dem Vorkommnis so belustigt, daß der Taucher  
ohne Strafe davonkam.

Das Tagewort des Mikado, des Kaisers  
von Japan, schildert der „Pacific Era“ folgender-  
maßen: Der Kaiser steht um 6 Uhr auf, frühstückt  
um 7, läßt sich um 9 von seinem Leibarzt unter-  
suchen und sitzt um 10 Uhr bei der Arbeit. Er  
arbeitet bis Mittag, speist und geht nach dem Essen  
wieder an die Arbeit, um sich erst um 5 oder um  
6 Uhr eine kleine Erholung zu gönnen. In jüngeren  
Jahren widmete er sich um diese Stunde sportlichen  
Übungen, jetzt aber begnügt er sich mit einem  
kleinen Spaziergang. Gegen Abend nimmt er jeden  
Tag ein Bad; dann ist er zu Abend, worauf er  
sich noch mehrere Stunden der Lektüre literarischer  
oder kunstgeschichtlicher Werke widmet. Im Laufe  
des Tages wechselt der Mikado mindestens dreimal  
sein Gewand; bei offiziellen Beschäftigungen trägt  
er die Uniform des Höchstkommandierenden der  
Armee; während der übrigen Stunden des Tages  
hält er seine königlichen Glieder in einen einfachen  
Anzug, dessen Stoff stets japanisches Fabrikat ist;  
am Abend aber trägt er eine Art Faltenmantel von  
weißer Farbe in altjapanischem Stil. Er zieht einen  
Anzug oder einen Mantel nie zweimal an; im  
kaiserlichen Palast befindet sich eine große Schneider-  
werkstatt mit einem noch größeren Stofflager; hier

wird ausschließlich für den Kaiser gearbeitet. Die  
Schneider sind alle weiß gekleidet und müssen, bevor  
sie an die Arbeit gehen, sich einer Art Reinigungs-  
zeremonie unterwerfen. Der Drechslermeister, der  
die Elfenbeinstäbchen für die kaiserlichen Mahlzeiten  
fabriziert (diese Stäbchen vertreten bekanntlich die  
Stelle der Gabel), muß sich, bevor er mit der Ar-  
beit beginnt, gleichfalls gewissenhaft reinigen; er  
produziert täglich etwa 50 Paar Stäbchen und son-  
dert sich, während er arbeitet, von seiner Familie  
vollständig ab; eine fremde Person darf ihm erst  
recht nicht nahe kommen. Was die Kaiserin betrifft,  
so sagt von ihr das Volk, daß sie vor allem drei  
Dinge liebe: Berse machen, am Meeresstrand spa-  
zieren gehen und sich der Wohlthätigkeit widmen.  
Ueberflüssig ist von diesen drei Dingen vielleicht nur  
das Bersemachen.

Der ledige Bürgermeister von Wilhelms-  
burg bei Hamburg, ein stattlicher schöner Herr,  
feierte sein 25jähriges Amtsjubiläum. Beim Fest-  
essen lief folgendes Telegramm ein:

Lieber Bürgermeister Menge!  
Ist das Rathaus denn so eng,  
Daß nicht Platz auch fände drinn'  
Eine Bürgermeisterin?  
Ueberlebensgroß zu sein,  
Das befreit noch nicht vom Frei'n.  
Wähle drum, wir warten hier,  
Jede ginge gern mit Dir.

Die Jungfrauen von Wilhelmsburg, sowie die An-  
gehörigen der höheren Mädchenschule in Duxum.

### Die Quitten.

Eine jede tüchtige Hausfrau sieht ihren Stolz  
nicht nur in einem wohlgefüllten reichen Leinen-  
schrank, ihre Fürsorge und Arbeit gilt ebenso den  
Wintervorräten des Einmacheschrankes. Da stehen  
im ersten Fach wohlgeordnet die Reihen der ver-  
schiedensten Gemüse. Rechts in der Ecke der Saft,  
im Mittelbrett die Marmeladen und Gelees, und im  
letzten Fach die vielerlei Kompotts.

Freilich, wohl nur, wer über einen Bed-Apparat  
mit dem mit Recht so viel gerühmten „Einzellocher“  
verfügt, kann sich das Einmachen der Gemüse  
leisten. Kompotts, Gelees, Marmeladen dagegen  
lassen sich aber ebenso gut auf die altbekannte ein-  
fache Art in gewöhnliche Gläser mit Pergamentpapier  
verbunden einmachen, besonders, wenn man nicht  
vergisst, etwas Salicyl durchzustreuen. Bei vor-  
sichtiger Behandlung hat man nur selten mal ein  
Glas dazwischen, dessen Inhalt verdorben ist. Wahr-  
lich, manche Stunde der Mühe und Arbeit muß  
man auf das Einmachen verwenden, und auch an  
den Kosten darf man nicht sparen. Dafür ist es  
aber auch ein köstlich beruhigendes Gefühl für eine  
jede Hausfrau, mit einem solchen Vorrat in den  
Winter zu gehen.

Welche Freude macht es, zu sehen, wie in der  
Kinderstube die kleine Schar die Mus- und Gelee-  
brote schmecken! Gottlob, der Vorrat ist groß, man  
braucht nicht so arg sparen. Nur eine Frucht noch  
wird jetzt als letzte Ernte draußen aus dem sonst

leeren Garten hereingeholt und sollte in keinem  
Haushalte fehlen, denn alles von ihr ist zu benutzen,  
und kaum ein anderes Obst kommt ihr an Geschmack  
und Aroma gleich. Das ist die köstliche Quitte. Sie  
läßt sich erstens als Kompott verwenden, ein gutes  
Rezept dazu finden wir in jedem besseren Kochbuch.  
Besonders schön ist aber das Quittengelee. Man  
entfernt dazu nur Stiel und Blüte von der mit  
einem trockenen Tuche gut abgewischten Quitte,  
schneidet dieselbe in Achtel und stellt sie, mit Wasser  
bedeckt, zum Feuer, wo sie ungefähr 2 Stunden  
kochen muß, bis daß das Quittenfleisch weich ist.  
Die Hauptsache ist, das Kerngehäuse mitkochen zu  
lassen, da gerade davon die eigene rosige Farbe des  
Gelees herrührt. Man verfährt dann weiter wie  
bei jedem andern Gelee, läßt den Saft durch einen  
Beutel laufen, und kocht ein Pfund Saft mit einem  
Pfund Zucker ein. Ehe man das Gelee in Gläser  
füllt, sollte man jedoch stets die Probe des Steif-  
werdens auf einem Tellerchen machen.

Das zurückgebliebene weiche Quittenfleisch wird  
häufig als unbrauchbar fortgeworfen, doch liegt da-  
rin eine große Verschwendung. Eine sparame Haus-  
frau rührt dies Mark durch ein Haarsieb und läßt  
das so gewonnene weiche Quittenfleisch mit Zucker  
nach Geschmack, etwa 200 Gramm auf ein Pfund  
Quitten, unter stetem Rühren langsam auf schwachem  
Feuer noch eine Weile einkochen. Man muß sehr  
vorsichtig dabei verfahren, damit es sich nicht anseht.  
Dies gibt mit wenig Kosten die schmackhafteste und  
kräftigste Quittenmarmelade bei geringer Mühe.  
Kocht man einen Teil der Quitten zum Kompott  
ein, so soll man nicht verfehlen, Schale und Kern-  
gehäuse zum Gelee mit zu verwenden, es wäre  
schade, auch nur etwas von der Quitte unbenutzt zu  
lassen, denn eine dankbarere Frucht kennt unsere  
Küche kaum. Kauft man die Quitten noch grün  
auf dem Markt, so tut man gut, sie noch eine Weile  
hinzuweichen. Das Aroma einer recht reifen, gelben  
Quitte ist weit schöner, wie das der grünen. Für  
manche Feinschmecker ist es eine Delikatesse, ein bis  
zwei Quitten an den Apfelbrei mitzukochen; dieser  
erhält dadurch einen äußerst angenehmen Geschmack.  
Für diesen Zweck hebe ich mir stets eigens einige  
Stück zum Winter auf.

[Berechtigter Wunsch.] „Ihre Tochter hat Glück;  
immer ist sie von Herren umringt.“ — „Ich wollte  
lieber, ein einziger ihrer Finger wäre umringt!“

### Charade.

Das Erste zieht von Süd' und Norden,  
Von Ost und Westen durch das Land.  
Wenn neu im Lenz die Erd' geworden,  
Pflückt gern das Andre deine Hand.  
Wenn Wellen sich auf Wellen türmen  
Im flutbewegten Ozean,  
Dann blüht bei Wind- und Wettertürmen  
Zum Ganzen lähn der Steuermann.

### Auflösung des Ulrich-Rätsels in Nr. 130.

Kolonialbesitzungen.

Richtig gelöst von Martha Kessler in Ottenhausen.

„Ich wünsche für zehn Pfennige Kampfer“,  
sagte Heller.

„Kampfer“ erwiderte der Herr des Ladens, frei-  
lich mit sehr verbindlich klingender Stimme, „das  
ist ja jetzt, wo es zum Winter geht, eine seltene  
Forderung, der Artikel pflegt schwunghafter im Früh-  
jahr zu gehen.“

„Ich leide an Zahnschmerzen, bin durch körper-  
liche Leiden zu nervös geworden, um zum Zahn-  
ausziehen zu schreiten, so greife ich zu andern Mitteln.“

„Sie sprechen deutsch, mein Herr“, sagte Fiedler,  
während er das Verlangte abwoog. „Ihr Dialekt  
scheint mir auf deutsche Abkunft zu deuten, so daß  
ich annehme, Sie bedienen sich dieser Sprache nicht  
blos, weil sie aus meinem Namen sehen, daß auch  
ich ein Deutscher bin.“

„Ich bin aus Hannover gebürtig und hier noch  
gänzlich fremd, denn ich bin erst mit dem Dampfer  
angekommen. Mein erster Gang, nachdem ich mich  
im Hotel eingerichtet, war nach einer Drogenhandlung.“

„Nun, wenn ich Ihnen meine Dienste anbieten  
dürfte, um in den hiesigen Verhältnissen weiter zu  
kommen, bitte ich, sich an mich zu wenden, ich bin  
jederzeit bereit, Ihnen mit Rat und Tat beizustehen,  
sobald Sie es verlangen. Lange bin ich ja auch  
noch nicht hier, doch immerhin schon erfahrener, als  
wenn man eben vom Dampfer kommt.“

„Sie sind verheiratet?“ fragte Heller.

„Allerdings, ich habe mir die Lebensgefährtin  
von jenseits des Ozeans mitgebracht.“

„Nun, darf ich vielleicht bitten, mich derselben

vorzustellen? Ein unverheirateter Junggeselle, wie  
ich, braucht in so mancher Beziehung, den Rat, ja  
sagen wir die Vormundschaft eines weiblichen Wesens.“

„O gewiß, meine Emmy wird ebenfalls gern  
bereit sein, einem Landsmann zu dienen. Den Laden  
kann jetzt in der Mittagsstunde mein junger Mann  
versehen, darf ich bitten, mich zu begleiten“, damit  
schritt er voran, Heller folgte ihm die Treppe hinauf.

Er führte ihn in einen Salon, öffnete die Tür  
zum Nebenzimmer und rief: „Emmy.“

Darauf erschien eine nicht mehr ganz junge Dame  
in auffälliger Toilette und rief, den Fremden ge-  
während, in toletter Tendigkeit: „Mein Herr und  
Geliebter befehlt?“

„Ich bringe Dir hier einen Deutschen, der eben  
übers große Wasser gekommen und Deinen Rat  
und Deine Hilfe in der fremden Stadt begehrt.“

„Sehr schmeichelhaft“, erwiderte die Dame, sich  
mit verbindlichem Lächeln vor dem Fremden ver-  
beugend, „und wer ist der Herr?“

„Ja, daran haben wir noch gar nicht gedacht“,  
meinte Fiedler, sich vergnügt die Hände reibend,  
„die Frauen sind doch gleich praktischer, wir sind  
Landsleute, weiter dachten wir nicht, nun wird sich  
der Herr wohl selber vorstellen müssen.“

„Ich bin der Polizeileutnant Hammer aus  
Hannover.“

„Du, Polizei, das klingt ja grauig“, sagte Frau  
Fiedler mit affektiertes Kofetterie, „wohl dem, der  
die heilige Hermandad nicht zu fürchten braucht.“

„Ich bin außer Dienst und daher ungefährlich.“

„Nun, ich fürchte mich auch nicht“, setzte sie  
schalkhaft hinzu.

„Und was trieb sie fort aus Deutschland, wenn  
ich fragen darf?“ begann Frau Fiedler das Gespräch,  
nachdem alle Platz genommen.

„Anfang dieses Frühjahrs fand man in meinem  
Heimatort Hannover ein Walde eine schon stark in  
Verwesung übergegangene männliche Leiche nur lose  
verscharrt. Der Zustand des Toten deutete also da-  
rauf hin, daß schon einige Zeit seit dem Mord ver-  
gangen war und natürlich hatte sich der Mörder  
längst in Sicherheit gebracht. Dies Nichtauffinden  
desselben legte man mir zur Last und verabschiedete  
mich kurzer Hand; da sagte ich rasch entschlossen  
meinem Vaterland Valet und will mir nun in der  
neuen Welt einen andern Posten suchen, da ich für  
den in der alten Welt begleiteten keine Befähigung  
gehabt zu haben scheine. Und Sie, Herr Fiedler,  
was trieb Sie in die neue Welt? Jedenfalls kein  
Mißgeschick, wenn man mit solchem Komfort in  
New-York umgeben ist.“

„Kein Mißgeschick, da haben Sie recht, lediglich  
die spießbürgerlichen europäischen Verhältnisse, in  
denen der Apotheker keine große Rolle spielt. Meine  
Voreltern sind ja in der ererbten Apotheke in  
Miranda reich geworden.“

„Einem reizenden Städtchen“, unterbrach Frau  
Fiedler den Satten.

— Fortsetzung folgt. —